

(Nachdruck verboten.)

61]

## Das Geld.

Roman von Emile Zola.

Später erzählte man, der Großsiegelbewahrer Delcambre habe Rougon in seinem unerbittlichen Grolle gegen Saccard über das seinem Bruder gegenüber einzuhaltende Verfahren ausforschen lassen, für den Fall das Gericht einschreiten müßte. Da war dem Minister aus gepreßtem Herzen der Aufbefehl: „O, wenn er mir doch den Kerl vom Hals schaffte!“ Von diesem Augenblick an, da Rougon ihn aufgab, war Saccard verloren. Delcambre, der seit seinem Eintritt in die Regierung auf ihn lauerte, hatte ihn endlich dicht am Rande der Gesetzesparagrafen in seine weiten Netze verstrickt und brauchte nur noch einen Vorwand, um seine Schergen und seine Richter gegen ihn loszulassen.

Eines Morgens begab sich Busch nach dem Justizpalaste, wütend, daß er noch nicht vorgegangen war. Eilte er sich nicht, so würde er nie aus Saccard die viertausend Frank ziehen, die die Mechain an der famosen Rechnung für den kleinen Victor noch zu gut hatte. Sein Plan bestand einfach darin, einen abscheulichen Skandal aufzuwirbeln, indem er Saccard der widerrechtlichen Freiheitsentziehung, am Knaben begangen, anklagte, wodurch Anlaß gegeben würde, die unsauberen Einzelheiten von der Vergewaltigung der Mutter und der Verwahrlosung des Jungen auszuwaschen. Ein derartiger Prozeß gegen den Leiter der Universelle müßte bei der allgemeinen Erregung über die kritische Lage der Bank sicherlich ganz Paris in Aufruhr bringen. Busch hoffte deshalb noch, Saccard werde bei der ersten Drohung zahlen.

Der junge Staatsanwalt, der Busch empfing, ein Neffe Delcambres, hörte mit verdrießlicher Ungeduld die Geschichte an. Nein, nein, mit derlei Klatsch sei nichts anzufangen, darauf sei kein Paragraf des Strafgesetzbuches anwendbar. Busch geriet außer Fassung und sprach von seiner Langmut, als dem Beamten die Aeußerung auffiel, er habe Saccard gegenüber die Gutmütigkeit so weit getrieben, daß er bei der Universelle Geld in Reports anlegte. Da fiel ihm dieser barsch in die Rede: Wie? Er habe in dem unausbleiblichen Sturz dieses Hauses Gelder aufs Spiel gesetzt, und ginge nicht gegen Saccard vor? Nichts Einfacheres: Er brauchte nur eine Klage wegen Betrugs einzureichen, da das Gericht bereits von betrügerischen Sautierungen verständigt sei, welche den Bankrott nach sich ziehen müßten. Hier mußte zu dem betäubenden Schläge ausgeholt werden, und nicht mit der andern Geschichte, mit jenem Melodrama von einer in Trunksucht gestorbenen Dirne und einem in der Gasse aufgewachsenen Knaben. Busch hörte mit ernster und aufmerksamer Miene den Staatsanwalt an. Er sah sich auf einen ganz neuen Weg gelenkt und zu einer ursprünglich nicht beabsichtigten That veranlaßt, deren entscheidende Folgen er erriet, nämlich Saccards Verhaftung und den tödlichen Schlag gegen die Universelle. Die bloße Furcht, sein Geld zu verlieren, hätte ihn auf der Stelle bestimmt, zumal ihm jeglicher Strach willkommen war, um dort im Trüben fischen zu können. Indessen schwankte er noch und sagte, er wolle sich bestimmen und dann wiederkommen; schließlich mußte ihm der Staatsanwalt die Feder in die Hand drücken und ihn zwingen, in seinem Amtszimmer auf seinem Schreibtisch die Anzeige wegen Betruges niederzuschreiben. Sofort nach der Entlassung des Mannes brachte der Staatsanwalt voll glühenden Eifers die Urkunde seinem Oheim, dem Justizminister. Die Sache war jetzt in Ordnung.

Am folgenden Tage hatte Saccard im Lokal der Gesellschaft, Rue de Londres, behufs Feststellung der der Generalversammlung vorzulegenden Bilanz eine längere Besprechung mit den Kommissaren der Aktionäre und mit dem gerichtlichen Verwalter. Trotz der von den andren Banken vorgestreckten Summen hatte man angesichts des wachsenden Andranges die Schalter schließen und die Zahlungen einstellen müssen. Diese Bank, die vor einem Monat nahezu zweihundert Millionen in ihren Kassen hatte, vermochte ihrer geängstigten Kundschaft nur die ersten paar hunderttausend Frank zurückzahlen. Ein Urteil des Handelsgerichts hatte die Bank erklärt, im Anschluß

an den tags zuvor eingereichten summarischen Bericht eines mit der Durchsicht der Bücher beauftragten Sachverständigen. Trotz alledem versprach Saccard in seiner Unzurechnungsfähigkeit mit blinder Hoffnung und ungewöhnlichem Eigensinn immer noch die Lage zu retten. In eben diesem Tage erwartete er den Bescheid des Matlerkollegiums wegen Feststellung eines sogenannten Kompensationskurses, als der Thürsteher ihm meldete, daß in einem anstehenden Salon drei Herren nach ihm fragten. Vielleicht kam jetzt die Rettung. Er stürzte freudig hinaus und sah sich einem Polizeikommissar mit zwei Beamten gegenüber, die zu seiner sofortigen Verhaftung schritten. Nach Einsichtnahme des Sachverständigen-Berichts, welcher Unregelmäßigkeiten in der Buchführung aufdeckte, war der Haftbefehl erlassen worden, namentlich auf die von Busch eingereichte Betrugsklage hin. Dieser behauptete, es hätten Gelder, die von ihm für Reports angelegt worden waren, eine andre Bestimmung erhalten.

Zu gleicher Zeit verhaftete man auch Hamelin in seiner Wohnung der Rue Saint Lazare. Damit war das Schicksal des Hauses besiegelt, als ob der lange aufgehäuften Haß und auch alles Mißgeschick mit einem Male über dasselbe herfielen. Die außerordentliche Generalversammlung konnte nicht mehr zusammentreten, die Bank Universelle hatte gelebt.

Frau Karoline war bei der Verhaftung ihres Bruders nicht zu Hause. Er konnte nur einige in der Eile niedergeschriebene Worte für sie hinterlassen. Bei ihrer Rückkehr war sie wie betäubt. Nie hatte sie gedacht, man könnte auch nur einen Augenblick daran denken, ihren Bruder zu verfolgen, so rein von jedem verdächtigen Handel erschien er ihr, so sehr schien er durch seine langen Abwesenheiten gerechtfertigt. Schon am Tage nach der Santerklärung hatten beide Geschwister zu Gunsten des Aktivbestandes alles hingegeben, was sie besaßen; sie wollten nackt aus diesem Abenteuer hervorgehen, wie sie auch nackt eingetreten waren. Die Summe war erheblich, fast acht Millionen, mit denen auch die von der Tante geerbten dreimalhunderttausend Frank verschlungen wurden. Ungefäumt begann Frau Karoline ihre Wittgänge und Wittgesuche. Sie lebte nur noch, um das Los ihres armen Georg zu mildern und seine Verteidigung vorzubereiten. Bei aller Tapferkeit bekam sie Weinkrämpfe, so oft sie sich ihn unschuldig hinter Schloß und Riegel vorstellte, von diesem abscheulichen Skandal mit Rot bespritzt: sein ganzes Leben war vernichtet und für immer besleckt. Er, so mild und so gut, so kindlich fromm und in allem, was seinen Sacharbeiten fernlag, unwissend wie ein „großes Kind“, wie sie zu sagen pflegte.

Im ersten Augenblick hatte sie sich gegen Saccard empört, den einzigen Urheber des Unheils, den Schmied ihres Unglücks und desjenigen ihres Bruders. Sie fügte sich Stück für Stück ein klares Urteil über sein abscheuliches Treiben zusammen, von jenen Tagen des Anfangs an, wo er so unbefangenen scherzte, weil sie im Gesetzbuch nachlas, bis zu diesen Tagen des Endes, wo alle von ihr vorausgesehenen und geduldeten Unregelmäßigkeiten mit der ganzen Strenge des Mißerfolges gebüßt werden mußten. Dann, von schweren Gewissensbissen über ihre Mitwisserschaft gepeinigt, hatte sie stillgeschwiegen; sie vermied es, sich offen um ihn zu kümmern, und hatte den festen Willen, zu handeln, als ob er nicht vorhanden wäre. So oft sie seinen Namen aussprechen mußte, war es ihr, als redete sie von einem Fremdling, von einer gegnerischen Partei mit ganz entgegengesetzten Interessen. Fast täglich besuchte sie ihren Bruder in der Conciergerie und hatte nicht einmal einen Erlaubnißschein verlangt, um Saccard zu besuchen. Dabei harrte sie mutig in der Wohnung der Rue Saint Lazare aus und empfing alle Besucher, selbst diejenigen, welche mit Schmähungen im Munde kamen; so verwandelte sie sich in eine geschäftskundige Frau, die von ihrer und ihres Bruders Ehre und Lebensglück möglichst viel zu retten entschlossen war.

In den langen Tagen, die Frau Karoline dergestalt droben in dem Zeichnungsaal zubrachte, wo sie so herrliche Stunden der Arbeit und der Hoffnung verlebt hatte, war ein Anblick ihr besonders unerträglich. So oft sie ans Fenster trat und zum Nachbarhause hinüberschaute, schnürte sich ihr Herz beim Anblick der blassen Gesichter der Gräfin Beauwilliers und ihrer Tochter Alice zusammen, die hinter den Fenster-

Freien des engen Raumes erschienen, wo die beiden armen Frauen sich aufhielten.

Der Februar war in diesem Jahre sehr mild; oft sah sie deshalb die beiden Frauen mit langsamen Schritten und gesenkten Hauptes in den Alleen des moosüberwucherten, vom Winter verwüsteten Gartens auf und ab schreiten. Für diese beiden Wesen war der Zusammenbruch entsetzlich gewesen. Die unglücklichen Frauen, die vor vierzehn Tagen mit ihren sechshundert Aktien noch eine Million achtmalshunderttausend Frank besaßen, hätten jetzt kaum achtzehntausend daraus erzielt, da dieselben von dreitausend auf dreißig gesunken waren. Ihr ganzes Vermögen war zerschmolzen und mit einem Male hinweggeweht: die zwanzigtausend Frank zur Mitgift, welche die Gräfin mit so saurer Mühe beiseite gelegt hatte, die zuerst auf das Gut Les Aublets aufgenommenen siebzigttausend Frank, dann der Erlös von zweimalshundertundvierzigtausend Frank aus diesem Grundstück Les Aublets, welches viermalhunderttausend wert war. Was sollte aus ihnen werden, da die schwer auf dem Hause lastenden Hypotheken schon achttausend Frank jährlich wegfräßen, und sie den Haushalt nie unter siebentausend Frank herabzudrücken vermochten, trotz ihres Geizes und der Wunder von Knauzerei, die sie vollbrachten, um den äußeren Schein zu wahren und ihre Stellung zu behaupten? Selbst wenn sie ihre Aktien verkauften, wie sollten sie nunmehr leben und allen Bedürfnissen genügen, — mit diesen achtzehntausend Frank, dem letzten Ueberbleibsel aus dem Schiffbruch? Eine Notwendigkeit drängte sich auf, gegen welche die Gräfin sich immer noch mit Entschiedenheit gesträubt hatte: ihr Hotel aufzugeben und den Hypothekengläubigern zu überlassen, da es ja zur Unmöglichkeit wurde, die Zinsen zu erschwingen; nicht abwarten, bis jene es einer Zwangsversteigerung aussetzen würden, sondern sich sofort in irgend eine kleine Wohnung zurückziehen und dort bis zum letzten Stück Brot ein farges und unbekanntes Dasein zu führen. Wenn die Gräfin Widerstand leistete, so geschah es, weil sie mit allen Fasern ihres Herzens an dem Hause hing und an allen, was sie noch zu sein wähnte; jetzt stürzte also der Bau ihres stolzen Hauses zusammen, den sie in heldenmütiger Fähigkeit seit Jahren mit ihren zitternden Händen aufrecht hielt! Die Beauvilliers in Miete, die Beauvilliers nicht mehr unter dem Dache ihrer Ahnen, bei andren Leuten in dem ungelegneten Glend der Unterlegenen lebend, — war das nicht fürwahr eine tödliche Schmach? So kämpfte die Gräfin aussichtslos weiter.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Straßenverkäufer und Straßenhandwerker in Paris.

Wie überall, so fressen auch in Paris die großen Warenhäuser den kleinen Verkäufer, die großen Fabriken den kleinen Handwerker auf. Aber wie in allem sich die Extreme hier nicht nur berühren, sondern sogar erhalten, ist auch von den kleinen Leuten ein selbständiger Rest geblieben, der dem Leben seine besondere Art aufbringt und oft direkt Eigenart und Physiognomie verleiht. Wenigstens in den äußeren Stadtteilen ist das der Fall und ist da dominierend. In den inneren ist die starre Ausgeglichenheit des Reichthums. In den äußeren ist das Ameisengewimmel der einzelnen, die sich, bedürfnisloser vielleicht, zäher vielleicht, stolzer vielleicht, arm aber unabhängig, selbständig erhalten haben, ihrem Brot in der alten Weise ihrer Vor- und Vorvorfahren nachgehen. Sie erinnern — in der Millionenstadt um so wirksamer — an alte Dorfbekannte; sie rufen uns Gewohnheiten und Gebräuche von Leuten in abgezonderden Gegenden in die Erinnerung; sie geben dem Großstadtleben etwas Kleinstädtisches, Dörfliches direkt. Sie machen einen erstaunen, weil sie noch existieren, und sie erfreuen einen, weil sie der Zeit und der Macht des Geldes und aller modernen Verflavung durch den Besitz zu trotzen scheinen. Man freut sich ihrer, man möchte sie begrüßen! Es fällt einem bei ihrem Anblick etwas von Rückständigkeit ein — oft etwas von einer rückständigen Unbegreiflichkeit — und wieder etwas von einer Trophöpfung, die über Zeit und Entwicklung, über Schäden und verderbliche Folgen erhaben bleibt, gleich als wollte sie nicht ahnen, was in den Tiefen brodekt, als wollte sie nicht antworten auf all das, was uns allen eine Frage, und zwar die schwerste, untrittenste Frage unsres Lebens ist, als liebe sie die Beantwortung dieser Frage den andern, die dann auch ihnen eine bessere Suppe, ein menschenwürdigeres Dasein schaffen können — und man kommt nicht unweit zu dem Resultat, diese Trophöpfung könnte auch Gleichgültigkeit sein, eine verderbliche Gleichgültigkeit, die von allem Socialen wohl weiß, aber es nicht brennend an sich fühlt. Der Mängelheiten sind viele, — äußerer und innerer, allgemeiner und indi-

vidueller, und auch manches Feinsphölogische mag dahinter stecken — um eine solche Erscheinung wie den Pariser Straßenverkäufer und Straßenhandwerker und uns Wesen und Zusammenhang seines Daseins und Beharrens zu erklären. Gewohnheit, Bequemlichkeit, Volksartliches, Temperament und fast zu sagen ein nomadenhafter Zug im Charakter, auch vielleicht mehr allgemein als individuell verstanden, mögen eine Rolle spielen. Es mag hier dem nicht nachgegangen werden. Es ist genug, daß die Frage danach aufgeworfen wurde, daß die gewisse Unruhe, die sich bei allem einstellt, was uns das Leben anscheinend außerhalb des Zusammenhanges der allgemeinen Oekonomie vorstellt, auch hier von unsrem stets wachen socialen Bewußtsein zeugt, das alle Dinge in ihrem Verhältnis zur Würdigkeit menschlicher Existenz werten möchte. Es soll hier Gesehenes wiedergegeben werden, kaleidoskopisch vielleicht nur, vielleicht nicht genug verweilend beim Einzelnen, aber im Flüchtigen der Erscheinungen selbst wieder bezeichnend für das Dauernde solcher Lebensäußerung.

Ich führe auf den Montmartre, den eigenartigsten und für unsern Fall bezeichnendsten Stadtteil von Paris, in die betragtesten und eigentlichen Geschäftsstraßen: Rue Lepic und Rue des Abesses. Paris ist früh wach. Es schläft eigentlich nie ein. Das Geschehen beginnt früh — das, was man das „Leben“ in einer Großstadt gemeinhin nennt, beginnt spät. Es wacht mit den Lichtern auf und schläft mit dem morgenden Tage ein, so daß, wenn es aufhört, das andre, die Arbeit, gleich einsetzen kann. Dazwischen — zwischen Genuß und Arbeit, ist kaum eine Ruhepause. Noch ein paar verschorene Fußtritte, ein paar leichte Frauenschuhe, da und dort ein schwerer, ein Männertritt: der Schuhmann. Ein früher Aufsteher, der zur bestimmten Stunde auf seinem Plage sein muß. Dann ein paar ruhige Augenblicke. Ist die Welt auf einmal verloren? Klappern und Rasseln eines Kolladens — Holzschuhe über den Asphalt. Und noch einmal, und noch einmal — Rasseln und Klappern, Klappern und Rasseln. Die Kaufleute legen ihre Waren aus. Das findet man nirgends so wieder, wie in Paris; der ganze Inhalt des Ladens wird auf die Straße getragen. Die wunderbaren Obst- und Gemüse-Auslagen, geschlachtete Hühner, zerlegte Kaninchen, Wurst, Fleisch, Torten, Kuchen, Kaffee, Zucker, Wein, Aufiern, Schneden, Fische, Butter, Käse, Eier — da Flaschen, da Fässer, da Kisten, da Körbe — Weißwaren, Wollenwaren, Binden, Genden, Ober- und Unterkleider, Nadeln, Knöpfe, Parfümerien, Lichter, Seife, Porzellan, Schirme, Stöcke — die Schuhhändler bauen ihre Gestelle auf, die Bazare tramen ihre Siebensachen aus, die Farbenhändler und Droguisten laden mit Pinseln und Pulvern, Plakaten und Bildern, Flaschen und Krügen. Die Trottoire sind bis zur Hälfte ihrer Breite besetzt. Und nun stellen noch die Restaureure ihre Tische auf, decken sie fein und streuen den Boden mit Sand oder Sägespänen, schön abgegrenzt, soweit ihnen zutunmt. Hier nehmen die frühen Passanten, meist Arbeiter, rasch im Vorbeigehen ihren Morgenkaffee. Die Verkäufer sind bereit. Sie warten vor ihren Waren. Und drinnen sitzt der Patron an der Kasse und zählt sich die Sous zum Herausgeben zurecht. Schlurfende, schleppende Schritte — die ersten Dienstmädchen, Köchinnen und Hausfrauen — im allernotdürftigsten Morgengewande. Nun die ersten Schreie und Rufe — ansehrende Handkaren — Orangen, Äpfel, Gemüse, Kartoffeln, Zwiebeln, Schneden, Blumen, Fische, Knöpfe, Nadeln, die nichtigsten Dinge, Spielwaren, Federwedel, Gläser, Brochen, springende Hasen, Hampelmänner, tanzende Balletteusen, kämpfende Hähne, Papierflöten, Räucherpapier, Wänder — alles auf Wägelchen, Karren, auf Tischchen, Ständern oder gar nur auf Tüchern, die aufs Pflaster ausgebreitet sind — und unaufhörlich neuer Zubrang: Wurst, Orangen, Citronen, Feigen, Weichsen, Rosen, Flieder, Fische, Poulets, Hasen, Datteln, Chokolade, Salat, Mlumentohl, Kresse — am Rande der Trottoirs theils festgehaltene Plätze, theils die Verkäufer in beständiger Bewegung. Schreien — kurz herausgestoßen die Preise, andre anpreisend in längeren Reden, helle, kreischende Stimmen, dunkle, rauhe Stimmen, heulende Töne, quietische Laute. Die Straße ist voll von Verkäufern und Käufern — Stimmengewirr, klappernde Holzschuhe, rappende Räder — ein Feilbieter, der ein Lied geradezu aus seiner Warenanpreisung gemacht hat und es mit dem Ernst und Eifer eines fanatischen Wallfahrers wiederholt und wiederholt in tiefen, feierlichen, langen Tönen. Es ist eine Kinder-trompete, die er feilbietet, dann und wann bläst er sie zwischen seinem Lied. Dann singt der Lumpensammler, dann ruft singend der Tröbler nach alten Kleidern, dann durchzieht der Fasshändler die Straße und ruft sein dunkles: tonneaux! tonneaux! Dazwischen die Orgel eines Krüppels, die Flöte eines Blinden, ein Lied, allein von einem Bettler, oder Gesang mit Harmonikabegleitung von einem Bettler-Ehepaar. Und nun ist auch der Straßenhandwerker in den Tumult eingetreten. Sehr laut ruft der Glaser, der die zerbrochenen Fensterscheiben reparieren möchte. Auf seinem Rücken trägt er seine ganze Werkstatt mit, Werkzeug und Scheiben, auf einem Traggestell befestigt, wie es ähnlich die Koffertträger an den Pariser Bahnhöfen haben. Dann kommt auch der Regnenreparateur. Er bläst auf einem Stück Leitungrohr Signale, Melodien, ganze Stücke, je nachdem er ein geschickterer oder ungeschickterer Glaser ist, und kündigt sich damit an. Vor einem kleinen Restaurant hat ein Graveur sein Tischchen aufgestellt und ist von Neugierigen umringt, die ihm zusehen, wie er in Messing, Kupfer, Blech auf Hundehalsbänder und Schlüsselgehäuser, und alle möglichen und unmöglichen Dinge Namen, Embleme, Monogramme und Verzierungen eingraviert. Er macht sich durch keinen Ruf bemerkbar. Dagegen lenkt der Scherenfleiser

durch eine Glode die Aufmerksamkeit auf sich. Ein Glashändler, der zugleich Namen in seine Gläser einätzt, thut mit lautem Aufschlagen des Glases auf Metall seine Anwesenheit kund. Der Porzellanflicker fragt rufend nach zerbrochenen Töpfen, Schüsseln, Vasen und setzt sich dann an einer Straßenecke auf seinen kleinen Schemel, um die Scherben zusammenzuflicken. Ein Straßenoptiker paßt Brillengläser ein, ein Waffelbäcker bäckt Waffeln, eine Frau brät Kommiss frittes, die Fischhändlerin zerlegt die großen Fische, die sie feilbietet, und weidet die kleineren aus. Poulets werden ausgenommen, Tauben und anderes Geflügel, vom Abschlagen der Kaninchen ist man Zeuge. Dann bläst es zart und lodend auf einer Stryng. Der Ziegenhirt zieht durch die Straße — fünf, sieben Ziegen mit vollen Eutern vor ihm her. Frische Ziegenmilch! Man kennt seine zarte Melodie, man erwartet ihn schon. Die Ziegen werden auf der Straße gemolken — blutwarmer Milch vor jeder Thüre, mitten im Lärm und Leben und Tumultieren von Paris.

Trübel und Lärm und Bewegung steigern sich von Stunde zu Stunde. Kommende, Gehende — neue Waren, neue Verkäufer, und neue Verkäufer der gleichen Sachen. Beilagen, Rosen, Reseden — manche Stimme ist schon heißer. Und der Zeitungsverkäufer dazwischen. Dann kommt die Mittagsstunde. Die Straße wird stiller. Nur der Blumenhändler bleibt, der Porzellanflicker, die Fischfrau, die Zitronen- und Orangenverkäufer. Dann und wann ein Ruf. Dann und wann einer, der ein besonderes Theater auführt, seine Sachen loszuwerden. Eine Orgel, ein Flöte, der Bettler noch. Und — der Schuster! Er hat am frühen Morgen seinen Fensterladen aufgemacht und begann sein poetisches Handwerk vor aller Augen und treibt nun auf Schusterart so weiter. Auch ein Straßenarbeiter. Ein Freund, der mit ihm plaudert, in sein Fenster hinein, ein Kunde, der auf der Straße auf die kleine Reparatur wartet. Eine Cigarette rasch zwischendurch, rasch ein Sprung zur nächsten Destille. Dann gegen sechs Uhr, wenn ein neuer Lärm beginnt, der Lärm der Heimlehrenden und der Planierenden, derer, die zu den Nachtgenüssen ausziehen, legt er Aste und Hammer hin und lehnt sich zu seinem Fenster hinaus. Die Zeitungsverkäufer rennen durch die Straßen — und Meister Schuster macht sich, im Fenster lesend, mit den neuesten Skandalen, widerrechtlichen Arrangierungen durch die Sittenpolizei, den Raub- und Mordzügen der „Apachen“ und — Jean Jaures neuestem Vorstoß in der „Petite République“ bekannt. Und morgen beginnt der Kampf ums Dasein, wie er heute begonnen, und morgen bringt der Tag so wenig, wie er heute brachte. Aber die Nacht feiert ihre Orgien, und der Besizende genießt. —

## Kleines feuilleton.

ng. Der Wohlthäter. „Un glaublich,“ sagte der Chef, als seine Gattin ihren Bericht geendet hatte. „Un glaublich. Und das sagst Du mir erst jetzt? Kommt extra hierher ins Bureau gefahren? Warum nicht gestern abend in der Wohnung?“

„Ich wollte Dich nicht verärgern, Emil. Du hast dann gleich eine schlaflose Nacht.“

„Na warte!“ Der Chef ließ den Hausdiener rufen.

Ein Mann in der Mitte der Dreißiger trat ein.

„Ich höre da ja nette Sachen, Lehnert! Netze Sachen! Sie wissen, daß uns gestern das Mädchen fortgelaufen ist. Und Sie weigern sich also, meiner Frau den Kinderwagen nach Hause zu schieben?“

Lehnert warf einen Blick auf die Frau, welche ihn triumphierenden Auges ansah. Er fand nicht gleich die rechten Worte.

„Antworten Sie!“ Der Chef trat näher. „Sie scheinen zu glauben, wenn ich nicht hier bin, brauchen Sie meine Frau nicht zu respektieren?“

Lehnert sah ihn mit großen Augen an: „Es war schon acht Uhr durch gestern, Herr Reifer. Und da kommt Ihre Frau und verlangt, ich soll ihr den Kinderwagen nach Hause schieben. Sie und das Kind woll'n mit der Elektrischen fahren. Geschäftsschluss war schon vorbei und ich will nach Haus gehn. Und draußen wartete meine Frau. Die hatte auch 'n Kinderwagen bei sich. Und was meine Frau is, die is man sehr schwach. Darum sag' ich: heut' geht's nich, Frau Reifer. Ich hab' allein so 'ne Equipage da. Sie wohnen im Westen, ich im Norden. Das is zu weit auseinander. Der Mensch will auch 'mal Feierabend haben.“

„Sie sagten noch mehr, Lehnert!“

„Ja. Ich hab' gesagt: Und schließlich bin ich ja auch nicht als Mädchen für alles von Herrn Reifer engagiert!“

Die Frau wandte sich zum Gatten: „Aber den Ton hättest Du hören sollen, Emil! Diesen frechen, impertinenten Ton!“

„Frech?“ Lehnert trat einen Schritt auf sie zu.

Der Chef hob die Hand: „Nana! Nur ruhig, Lehnert, ja? Also Sie sind nicht als Mädchen für alles von mir engagiert! Sie haben ja eine großartige Auffassung von Ihrer Stellung, wie's scheint. Ganz famos! Ausdrücke: Mädchen für alles! Wenn Sie meiner Frau 'mal einen kleinen Gefallen thun sollen! Da muß ich Ihre Erinnerung denn doch etwas auffrischen! Als ich die Hausdienerstelle inseriert hatte, waren Sie der Erste zur Stelle. Angejagt, atemlos angejagt kamen Sie! Das sehe ich heute noch vor mir. Abgerissen waren Sie wie ein, na, wie ein Stromer von

der Landstraße gradezul Halb verhungert waren Sie! Gebarmt fast haben Sie um die Stelle! Gleich darauf kamen andre, anständig im Zeug. Ueberhaupt: viel — vertrauenerweckendere Gestalten als Sie. Wenn ich Sie trotzdem vorzog, was meinen Sie wohl: warum?“

„Weil ich mit weniger Lohn zufrieden war!“ stieß Lehnert heraus.

„Hören Sie mal!“ Der Chef wurde zornrot. „Weil ich Mitleid mit Ihnen hatte! Weil Sie mich dauerten! Bereit zu jeder Arbeit wollten Sie sein, versprochen Sie mir.“

„Bin ich auch gewesen. Nicht bloß im Geschäft, wie ich's meinte. Hab' ich nich Messer gepußt, wenn bei Ihnen im Haus 'n Diner war oder sowas. Ganze Nächte hab' ich mir um die Ohren schlagen müssen, wenn die Herrschaften von 'ner Reise kamen und ich'n Koffer in der Nacht nach Hause schleppen mußte, bloß, daß Sie man 'n Dienstmann sparen.“

„Ach was, sparen! Dafür haben Sie Ihre Weihnachtsgratifikation gekriegt,“ sagte der Chef.

„John Mark,“ murrte Lehnert.

„Ist Ihnen nicht ein anständiges Abendbrot vorgelegt worden, wenn Sie nur mal 'n paar Stündchen bei mir im Haushalt zu thun hatten?“ fragte empört die Prinzipalin. „Sowas kriegen Sie doch sonst überhaupt nicht zu sehen.“

Der Hausdiener lachte höhnisch: „Aee. Warmen Kalbsbraten kann ich mir zum Abend nich leisten. Dazu langt der große Lohn nich.“

„Lehnert!“ Der Chef trat dicht zu ihm heran und legte die Rechte auf dessen Achsel. „Lehnert! Ich habe Sie sozusagen aus dem Sumpf gezogen! Ich habe Sie vor dem Untergang gerettet! Vor dem Verhungern! Mir danken Sie es, wenn Sie heute wieder ein anständiger Mensch sind! Sie haben's vergessen. Na ja. Es ist sechs Jahre her.“ Er lachte gequält. „So lange hält natürlich keine Dankbarkeit vor. Das hätte ich mir vorher denken können. Verheiratet haben Sie sich inzwischen. Sie sind glücklicher Familienvater. Ist es nicht eine Sünde, wenn Sie nun so mit einer Lebensstellung spielen?“

„Du wirst doch den Mann nicht behalten, Emil?“ empörte sich die Frau.

Reifer winkte mit mißmutiger Geberde. „Natürlich können wir nur dann weiter zusammen arbeiten, Lehnert, wenn Sie sich in dem betruhen Punkte ändern. Auch meiner Frau müssen Sie ohne Widerrede gehorchen.“

„Kindermäddchen spiel' ich nich,“ sagte Lehnert.

Die Frau lachte beleidigt: „Sie können sich noch etwas darauf einbilden, mit solchem noblen Wagen durch die Stadt zu fahren.“

Der Hausdiener zuckte lächelnd die Achseln.

„Kurz und gut!“ Der Chef machte drohende Augen. „Entweder Sie thun alles, was man von Ihnen verlangt oder . . .“ Er trat zum Kuhl und kramte in den Papieren. „Sie haben vierzehntägige Kündigung, nicht wahr?“

Lehnert war näher zum Fenster getreten. Es bohrte und würgte in ihm. Er wollte auffahren und es ihnen sagen, wie sie ihn für lumpigen Lohn benutzt hatten zu allem Möglichen. Aber da fiel sein Blick auf eine Gestalt, die da draußen an den Häusern entlang schlief: verschliffenes, geflicktes Zeug, zerrissene Schuhe, dumpfe, stumpe Resignation im Gesicht . . . Das war er selber — vor sechs Jahren . . .

„Nun?“ Drohend fragte der Chef.

„Du kriegt ja andre,“ sagte die Frau.

Lehnert sah sie an — es war kein freundlicher Blick. Dann nickte er stumpf vor sich hin. „Ja.“ Ganz leise, kaum hörbar Klang's. Dann schlich er hinaus.

„Hahaha!“ Der Chef lachte. „Man muß ihnen nur ordentlich auf den Leib rüden. Dann kriegt man sie alle kirrel! Alle, sage ich Dir.“

„Ueberhaupt, wenn sie verheiratet sind.“ Seine Frau lachte.

„Dann find sie meistens um den Finger zu wickeln.“

„Wenn er sich nur nichts andres unter der Hand sucht.“ Besorgt klang plötzlich die Stimme des Chefs. „Der Mann ist brauchbar. Es wäre doch sehr fatal.“ —

— Le Temple. Der „Kölnischen Zeitung“ wird geschrieben: Ein charakteristisches Gebäude des alten Paris geht dem Untergang entgegen, der Markt des Temple soll verschwinden und neuen Bauten Platz machen. Die große eiserne Halle, die einst von dem ohrenbetäubenden Getreisch feilschender Händler wiederhallte, ist von Jahr zu Jahr mehr verödet, denn der Temple war vornehmlich ein Markt für Althändler. Dort traten die von den oberen Schichten der Gesellschaft abgelegten Kleider, Hüte und Stiefel ihre Laufbahn in einem minder vornehmen Milieu an, ehe sie dem Korb des Lumpensammlers verfielen, der sie in einer an die ägyptische Seelenwanderung erinnernden Weise neuen Formen ihrer Existenz entgegenführte. Die moderne Industrie, die die neuen Sachen fast ebenso billig liefert, wie der Temple die alten, hat dem altberühmten Markt das Lebenslicht ausgeblasen. Mit dem Markt schwindet die im ersten Stockwerk der Halle liegende Börse der Althändler und ihr staubumhülltes Durcheinander von allerlei Gegenständen, die einem Großstadtpoeten die buntesten Märchen mit elegischen Betrachtungen über die Vergänglichkeit alles Irdischen eingeben könnten. Die eiserne Halle hatte ihrer Zeit einen viel malerischeren, aber ungefunden und sehr feuergefährlichen Sitz des Handels erjeht, der in kleinen, hölzernen Buden betrieben wurde. Dort konnte man Regere-

Könige erblicken, die für ihre gewöhnlich nur mit einer Schwimmhose bekleideten Minister, Fräule, seidene Westen, Schnallenschuhe und sonstige Segnungen europäischen Anstandsgefühls gegen billiges Geld erstanden. Auch konnten dort Reinlichkeitsfanatiker gegen ein Aufgeld von 50 Centimes ihr unsauberer Hemd gegen ein reines und gesticktes umtauschen, für zwei Sou erhielt man ein Paar Strümpfe, für einen Sou einen Kragen. Ein altes Mütterchen führte als Specialität weiße Westen für 45 Centimes, die den Käufer in den Stand setzten, auf zehn Schritte Entfernung einem eleganten Stutzer ähnlich zu sehen, freilich nicht für lange Zeit, denn für 45 Centimes kann man kein Werk für die Ewigkeit verlangen. Ein anderer Geschäftsmann war durch seine billigen Stiefel bekannt; doch ging ein dunkles Gerücht, diese Fußbekleidungen stammten von den stillen Bewohnern der Morque. Ein Spaziergang durch diesen alten Markt war mit großen Schwierigkeiten verbunden. Warf man einen neugierigen Blick auf eine Auslage, so schob wie die Spinne aus ihrem Schlupfwinkel der Händler aus seiner Bude, faßte den Vorübergehenden am Aermel und überschüttete ihn mit Lobpreisungen seiner Ware, während die Inhaber benachbarter Stände mit schriller Stimme dazwischen schrien, Hunde den unglücklichen Kaufkandidaten umschüffelten und umbellten und kleine Kinder zwischen seinen Beinen tannelten. Konnte er sich nicht entschließen, den fast neuen, in speckiger Schabigheit glänzenden Hut, die nur einmal gewaschenen Vallhansschuhe, das wunderbare Haarwasser oder gar das einzig authentische Hochzeitshemd der Königin von England zu erwerben, so verwandelte sich die Höflichkeit des Händlers in bittere Verachtung und er gab dem Fremden wenigstens eine Blütenlese der saftigsten Schimpfworte mit auf den Weg. —

### Theater.

**Lessing-Theater.** (Aufführung des Goethe-Bundes.) „**Maria von Magdala**“, Drama in 5 Akten von Paul Heyse. — Die Censur hat diesmal mit noch mehr als dem gewöhnlichen Erfolge gearbeitet. Als Empfehlung wirkt jedes ihrer Verbote; dem Drama Heyse aber, das sonst unbeachtet, wie fast alle die andern Bühnenarbeiten des feinsinnigen Novellisten vorübergegangen wäre, hat sie geradezu zum Glanze einer Tagesensation verholfen. Auflage auf Auflage erschien, Vorlesungen wurden veranstaltet, außerordentliche Bühnen brachten demonstrativ Aufführungen des Stückes, und in Berlin ward Vorlesung getroffen, daß, wer sich zur Verwandlung in ein Mitglied des Goethe-Bundes entschloß, das Werk gleichfalls dem Verbot zum Trotz auf der Bühne ansehen durfte. Der Einspruch der Behörde mußte nichts. Das alles ist sehr erfreulich. Wenn auch die Lächerlichkeit, der sich regelmäßig wiederholende komische Widerspruch von Wirkung und Absicht die Censur nicht tötet, wie langjährige Erfahrung zeigt, der Anblick der Blamage erfüllt doch immer mit Genugthuung.

Weniger erfreulich ist das Stück selbst. Es hat die Ehre des Verbotes nicht verdient. Von dem Zauber der Sprache, dem geschlossenen Aufbau, der leise nuancierenden Seelenmalerei und dem Stimmungsgehalt, den man bei Heyse dem Novellisten bewundert, läßt uns das Drama nichts verspüren; ihm fehlt die ausgeprägte Eigenart. In der Weise, wie ein gewaltiger historischer Inhalt zum Hintergrund und Stützpunkt einer blutleeren Fabel gemacht wird, in dem Stil der Szenenführung, ja auch in der Zuspitzung des psychologischen Problems hat das Schauspiel viel Verwandtes mit Wilbrandts akademischer Sokrates-Tragödie: „**Timandra**“, die kürzlich im Berliner Theater aufstachelte und verschwand. Grell schiebt die spitzfindig erkünstelte Umrahmung von der erhabenen Einfachheit der biblischen Scene ab. Maria von Magdala ist in dem Werke Heyse jene Ehebrecherin, die Jesus vor dem verfolgenden Volke säht, indem er den Verblendeten zuruft — wer von Euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie, und ebenso jenes andre Weib, das küßend vor dem Nazarener niederkniet, seine Füße zu salben. In freier Erzählung wäre es dem Dichter, beide Gestalten in eine verschmelzend, vielleicht gelungen, die Wandlung, welche Erscheinung und Worte Jesu in der Seele des Weibes erzeugen, „uns mit erleben zu lassen“; im Drama bleibt es bei der bloßen Intention, und der mangelnden inneren soll dadurch äußere Spannung, durch abenteuerlich ersommene verzwickte Zwischenfälle abgeholfen werden. Judas Ischarioth macht Heyse zum Geliebten Marias. Aus seinem Munde hört sie, die glänzende „Sünderin“, die mit glühendem Herzen die römischen Unterdrücker haßt, zuerst den Namen des Nazareners, des heiligen unberührten, der als Messias das Volk der Juden befreien werde. Klopfenden Herzens eilt sie, den Propheten zu sehen in des Aulus Flavius Palast, der dem Garten, in dem Jesus die Jünger lehrt, benachbart liegt. Kaiphas, der Hohepriester — man denke! — bestürmte die Verachtete, sie solle durch ihre Reize den Volkserführer händigen, und schmeichelt, da Drohung und Befehl nichts helfen, die Eitelkeit in ihr wach! Wie sie auf den Altan hinauf steigt, bricht plötzlich der Unwille des Volkes gegen sie los. Entsetzt stürzt sie vor den Drohenden zurück. Hinter der Scene aber ertönen Jesu Worte: Wer sich von Sünde frei weiß usw. Dann sieht man sie als Sünderin, wie sie schwärmerisch verzückt mit andren Bittenden zusammen in Simons Haus zu Jesus dringt, ihn zu salben. Judas empört, daß der Messias nicht das Volk zum Kampfe aufruft, von Eifersucht geschüttelt, weil sich Marias Herz von ihm hinweg dem Meister zu-

gewandt, beschließt, den Christ zu verraten. Der vierte Akt ist anscheinend der Kern, aus dem das ganze Drama erwachsen. Maria hat sich in ihr Zimmer vergraben. Mit mystisch-sinnlicher Extase schweigt sie in dem Gedanken an den einzigen. Sie weiß es nicht, daß er ergriffen und verurteilt ist. Aulus Flavius der Römer teilt es ihr mit und erbietet sich, für den Preis, daß sie seiner Begierde sich hingiebt, den Gefangenen von sicherem Tode zu befreien. Ein frostiger, an den Haaren herbeigezogener Konflikt. Das brennende Verlangen, dem Angebeteten zu helfen und das Bewußtsein, durch solche Hilfe, das, was er Heiliges in ihr erweckte, in den Schmutz zu treten, persönliche und geistige Liebe ringen in ihrer Brust. So sagt der Dichter, aber er überzeugt uns nicht. Mahnend steigt Jesu Gestalt in ihrem Geiste auf. Sie stößt die dargebotene Hand zurück. Indem sie das verlangte Opferweigert, hat sie das schwerste aller Opfer vollbracht. Mit einem großen Gruppenbilde auf Golgatha am Morgen nach der Kreuzigung schließt die Dichtung. Judas schleicht zur Seite, das Gericht an sich zu vollziehen, die jammernde Maria aber, die den Tod sucht, wird durch Simons Wort, daß der Herr wieder auferstehen werde, dem Leben zurückgewonnen. Heller Lichtschein fällt auf die Bühne. „Ein Wunder!“ ruft Maria.

Eine große Darstellerin, die das Stützenhafte aus der Fülle eigener Phantasie ergänzt, vermöchte trotzdem in der Rolle bedeutend zu wirken. Terevina Gekner gelang es nicht. Der Stolz, das Majestätische in der Haltung, an vielen Stellen auch das leidenschaftlich Bewegte trat in ihrer Darstellung trefflich hervor, doch es fehlten die innigen, rührenden Töne, die die Figur uns menschlich hätten näher rücken können, und die Monotonie des Lauten ermüdete. Der Beifall des dichtbesetzten Hauses war nicht stärker, wie an einem der gewöhnlichen Premierenabende. — dt.

### Meteorologisches.

— Das Berggespenst (Brodengespenst) wurde am 1. Februar d. J. in sehr schöner Ausbildung auf dem Gipfel des Green Mountain bei Boulder (Kolorado) beobachtet. Auf diesem 7800 Fuß hohen Berggipfel wurden, wie R. M. Jenneman von der Kolorado-Universität in Boulder berichtet, um 4 Uhr 30 Minuten nachmittags die Schatten der Beobachter im Schine der noch 20 Grad über dem Horizont befindlichen Sonne auf eine einige Hundert Fuß entfernte weiße, etwas grau gefärbte Wollenmasse geworfen und zwar so scharf, daß die Bewegungen der Arme und Hände deutlich erkennbar waren. Wenn die Beobachter auch nur 6—8 Fuß auseinander traten, so sah jeder nichts von den Bewegungen der andern, sondern nur sein eignes Schattenbild, umfassen von einem vollständigen Kreis in Regenbogenfarben. Der Durchmesser des am meisten hervortretenden roten Ringes wurde auf 9 Grad geschätzt. Nach außen folgte eine schwache blaue Farbe und dann ein noch größerer roter Ring. Im Innern des roten Ringes von 9 Grad folgten Blau und Violett, die Mitte füllte eine dunkle Lavendelfarbe. Die Erscheinung konnte ungefähr 20 Minuten lang beobachtet werden; die Temperatur war anscheinend unter Null und kleine Schneegestöber waren voraufgegangen. — („Prometheus.“)

### Humoristisches.

— **Abgeheht.** „Immer eilig, Herr Schusel, viel zu thun?“ „Ach Gott, schrecklich viel, sag ich Ihnen! Weiß nicht, wo mir der Kopf schießt! Seit 14 Tagen will ich mich schon erschießen; glauben S', ich komm' dazu?“ —

— **Revanche.** A.: „Was ist eigentlich aus dem zu Grunde gegangenen Wörspieler Binder geworden?“ B.: „Schriftsteller ist er geworden.“

A.: „Aha, zur Revanche, erst haben ihn die Papiere ruiniert, jetzt ruiniert er's Papier!“ —

— **Cafe-Balk.** „Nun, Herr Pfauenfeder, wie gefällt Ihnen der neue Tanz?“

„Ausgezeichnet! Man behält die Freiheit über die Hand' und kann so wenigstens mit seiner Tänzerin sprechen.“ — („Luftige Blätter.“)

### Notizen.

— Maurice Maeterlinck hat eine Komödie geschrieben: „Die Versuchung des Antonius“. Das Stück wird zu Beginn der kommenden Spielzeit im Deutschen Theater in Szene gehen. —

— Arthur Bierhofers Lustspiel „Die Diplomatin“ erzielte bei der Erstaufführung im Deutschen Schauspielhaus zu Hamburg einen Heiterkeitserfolg. —

— Die Schweizerische Gesellschaft für Schulgesundheitspflege beschloß dahin zu wirken, daß in allen Dörfern Schulbäder errichtet werden. —

— Pulvern von Aluminium. Um Aluminium zu pulvern, braucht man es nur bis nahe an seinen Schmelzpunkt zu erhitzen und dann in einem Mörser zu stoßen. Das Metall wird nämlich bei 600 Grad körnig und sehr brüchig, noch etwas höher erhitzt, wird es breiig und kann mit dem Messer zerteilt oder auch zu Pulver gestoßen werden. Ganz ähnlich verhält sich belamntlich Zint. — („Technische Rundschau.“)

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 24. Mai.

Vorwärts Buchdruckerei und Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW

Verantwortlicher Redakteur: Carl Reid in Berlin. — Druck und Verlag: